

Anton Krättli

Ein neues Buchzeitalter

Oft schon ist dem gedruckten Buch die Totenglocke geläutet worden. Elektronische Tonträger, Mikrofilme, Kassetten und Bildplatten mit ihrer unvorstellbar grossen Speicherkapazität seien ihm überlegen, und Lesen sei eine Tätigkeit, die allmählich abgelöst werde durch multimediale Rezeption. Dem könnte man eine Zahl entgegensetzen, die im Fachblatt der Verleger und Buchhändler stand. 378 699 Titel, so die sachliche Feststellung, seien an der Frankfurter Buchmesse 1989 ausgestellt gewesen. Ich weiss auch keine Antwort darauf, wer das alles lesen soll; aber ich nehme nicht an, das Angebot finde keine Interessenten. Von Überproduktion kann man gewiss reden. Das Buch ist offensichtlich zur Massenware geworden, mit allen Begleiterscheinungen bis hin zu Problemen mit der Entsorgung. Dass es zuviele Bücher gibt, dieser Auffassung kann man mit guten Gründen sein. Aber das steht dann doch im eklatanten Widerspruch zu den Vorhersagen eines Endes des Buchzeitalters.

Wer liest, hat eine Chance, die allein das gute Buch bereithält, das die Perser — laut Lichtenberg — «*Divan oder die Versammlung der Weisen*» nennen. Lesen ist ein produktiver Vorgang. Der gute Leser lässt aus dem, was er zwischen Buchdeckeln gedruckt vorfindet, sein eigenes Buch entstehen. Aus den Wörtern und Sätzen baut er eine Welt, die zwar vom Autor vorgegeben und mit Lokalitäten, Personal, Vorgängen und Problemen umschrieben, aber in all dem, was zwischen den Zeilen steht, mitgeprägt ist von der Vorstellung, der Erfahrung und der Phantasie des Lesers. Sein Umgang mit dem Text ist nicht allein Aufnahme des Geschriebenen, sondern die Ausgestaltung dessen, was sprachlich fixiert ist, aus der eigenen Imagination. Eine Regel beim Lesen, sagt wiederum Lichtenberg, sei es, die Absicht des Verfassers und den Hauptgedanken herauszufinden und sich unter dieser Gestalt zu eigen zu machen. Wer so lese, sei beschäftigt und gewinne. Es gebe eine Art von Lektüre, wobei der Geist gar nichts gewinne und viel mehr verliere: das sei das Lesen ohne Vergleichung mit dem eigenen Vorrat. Wer sich jedoch diese Fähigkeit erwirbt, erkennt auch die Überlegenheit des Buches über die neuen Medien, die an Apparate gebunden sind und darum auch nicht überall und jederzeit benutzbar. Das Buch

folgt mir überall hin, es steht mir im Tram, im Zug, im Wartsaal, auf einer Reise stets zur Verfügung. Es allein hält unter den Medien die Möglichkeit und die Qualität von Dauer bereit. Wir werden zwar das meiste, was wir gelesen haben, wieder vergessen. Aber wenn wir produktiv, nachschöpferisch zu lesen gelernt haben, bleibt dennoch die Erfahrung geistiger Auseinandersetzung. Kein Leser kommtt ohne eigene Lebenserfahrung, ohne Fragen und Erwartungen, ohne Vergleichsmöglichkeiten zu seiner Begegnung mit dem Buch. Er ist seinerseits kein unbeschriebenes Blatt, und darum darf man sagen, Lesen sei die Zwiesprache zwischen zwei — heute leider stummen — Partnern. Das war nicht immer so. Vor Jahrhunderten noch fiel es auf, wenn sich einer mit einem Folianten stumm in eine Ecke zurückzog. Augustinus erzählt, wie verwundert die Schüler gewesen seien, wenn sie den Bischof Ambrosius auf diese Weise lesend angetroffen hätten. Wollte er sich den Fragen Neugieriger entziehen oder war er gar erkrankt? «*Lesen*» bedeutete im Altertum so viel wie «*sprechen*.» Im Lateinischen ist «*legere et audire*» ein stehender Ausdruck, lesen und hören also. Die Selbstverständlichkeit des lauten Lesens ist noch Shakespeare bekannt, sonst liesse er nicht den Polonius Verdacht schöpfen, wenn er Hamlet stumm in ein Buch vertieft antrifft. Und wie heisst es im «*Faust*»? Der Famulus Wagner tritt ins Studierzimmer und sagt:

«*Verzeiht! Ich hört' euch deklamieren,*
Ihr last gewiss ein griechisch Trauerspiel.»

Laut zu lesen ist heute — man kann es nur bedauern — nicht mehr üblich. Im Gegenteil, jetzt fällt einer auf, der vor sich hinspricht, was er ganz für sich allein liest. Dass wir damit viel verloren haben, steht ausser Zweifel. Sprachklang und Rhythmus, die Musik von Prosa und Vers haben nur noch im Theater eine Chance, glücklicherweise doch auch wieder am Radio und am Fernsehen. Man möchte den Programmverantwortlichen Mut machen, noch weit mehr als bisher Texte einfach vorlesen zu lassen, im Fernsehen bitte ganz ohne illustrierende Filmsequenzen: nur ein Stuhl und ein Tischchen, eine Lampe und ein Mensch, der liest. Denn es ist ja gerade Anreiz und Gewinn des einfühlsamen und mitgestaltenden Umgangs mit den Werken der Literatur, dass wir die Bilder in unserer Phantasie erschaffen und nicht, wenn zum Beispiel im vorgelesenen Text vom Schienengewirr die Rede geht, irgendeinen Rangierbahnhof mit Lokomotiven und Güterwagen vorgesetzt bekommen, den die Regie zufällig im Archiv aufgetrieben hat. Goethe, in einem Brief an den Leipziger Literaten und Redaktor der «*Allgemeinen musikalischen Zeitung*,» J. F. Rochlitz, schrieb am 13. Juni 1819: «*Es gibt dreierlei Arten von Lesern: Eine, die ohne Urteil geniesst, eine dritte, die ohne zu geniessen urteilt, die mittlere, die geniessend urteilt und urteilend geniesst; diese produziert eigentlich ein Kunstwerk aufs neue.*» Weil

dieser Vorgang allein in der Auseinandersetzung mit einem Buch möglich ist, auch weil so verstandene Lektüre von Generation zu Generation neu entdeckt und erworben wird, glaube ich den Propheten nicht, die dem Buch jede Zukunft absprechen.

Und was das Urteil betrifft, von dem Goethe spricht, sollte man bedenken, dass genau genommen jeder gute Leser sein eigenes Leseerlebnis hat und darum voneinander abweichende Urteile nicht einfach falsch oder richtig sein werden. Es kommt immer darauf an, auf welche Weise einer zu seinem Urteil gekommen ist, ob flüchtig oder gar in Anlehnung an andere Urteile, oder in gründlicher und ehrlicher Zwiesprache mit dem Text, die zur ihm eigenen Wahrheit über das Gelesene führt. Schon daraus ergibt sich, wie fruchtbar und spannend, auch wie notwendig das Gespräch und der Gedankenaustausch über Lektüre sein kann.

*

Aber gibt es denn den Leser überhaupt noch, den Lichtenberg und Goethe meinen? Haben am Ende nicht auch sie schon einen Idealzustand beschrieben? Seit der Zeit der Mönche in ihren Schreibstuben und seit Gutenberg erst recht haben sich die Lesegewohnheiten gewandelt, und in unseren Tagen sind sie wie alles andere beeinflusst durch die hektischer gewordenen Tagesabläufe, durch die Schnellebigkeit, den fast totalen Schwund der Musse. Und auch im Verlagswesen und im Buchhandel sind Änderungen zu beobachten, die es nicht unberechtigt erscheinen lassen, von Buchfabriken und Warenhäusern für Lesestoff zu reden. Seit Kriegsende, sicher aber seit den sechziger Jahren, beobachten wir eine Titel-explosion, die das Buch vollends zur Massenware macht. Es ist ein Massenmedium wie irgendein anderes, als Taschenbuch, als Buch zum Film oder zur Fernseh-Serie, auch als Kassette mit gleichem Titel zu haben. Und es hat eingebüsst, was es noch vor nicht allzu langer Zeit unbeabsichtigt repräsentierte: den Adel des Höheren und Geistigen. Da sind Marktmechanismen am Werk. Verleger erklären zum Beispiel, es sei ihre Verdienstmarge von Jahrzehnt zu Jahrzehnt geschrumpft, und da habe man eben das Programm verdoppeln oder verdreifachen müssen, um mehrere Eisen im Feuer zu haben. Produzierten sie vorher nach strenger Selektion, sahen sie sich alsbald zu Konzessionen gezwungen, zum Einkauf von Trend- und Bestsellern. Man muss aber vor allem in Rechnung stellen, dass die technologische Revolution in der Buchherstellung freie Kapazitäten geschaffen hat. Die Anlagen müssen genutzt werden, und das bedeutet, dass mehr Titel erscheinen. Die Zahl 378 699 wird an der Messe von 1990 bestimmt übertroffen.

Dies alles hat dazu geführt, dass wir dem Buch nicht mehr mit jener Ehrfurcht begegnen, die es vielleicht nie beansprucht und die ihm trotzdem

entgegengebracht wurde, als es noch eine seltene Kostbarkeit war. Victor Hugo verfasste im fünften Buch seines Romans «*Notre-Dame de Paris*» ein Lob der Buchdruckerkunst, in welchem sich die Stelle findet: «*Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist das grösste Ereignis der Geschichte. Sie ist die Mutter der Revolution. Sie ist ein Mittel menschlichen Ausdrucks, das diesen von Grund auf erneuert, sie ist der menschliche Gedanke, der ein Kleid abwirft und sich in ein anderes hüllt, sie ist die vollständige und endgültige Häutung jener symbolischen Schlange, die seit Adam die Intelligenz verkörpert.*»¹ Man sieht, hier wird gefeiert, was — von anderer Warte aus gesehen, etwa von derjenigen der Mönche in ihren Schreibstuben — wie eine Profanierung des Geistes erscheinen musste. Victor Hugo begrüßt die revolutionäre Kraft der Verbreitung von Wissen und Denken durch das Mittel des Buches. Gutenbergs Erfindung erleichtert den Zugang zu Bereichen des Geistes, die vorher nur wenigen Eingeweihten zugänglich waren. Und zugleich fliesst nun in die Literatur etwas ein, das von unten kommt, vom Volk, aus der mündlichen Überlieferung. Nicht allein die Heilige Schrift, auch die Volksbücher werden gedruckt und unter die Leute gebracht. Die Humanisten und Pädagogen benützen die Möglichkeiten von Gutenbergs Erfindung zur Erziehung ihrer Schüler. Im «*Froschmeuseler*» des Georg Rollenhagen, der berühmten deutschen Fassung und Bearbeitung der griechischen Homer-Parodie «*Batrachomyomachia*», wird an die Geschichte vom Kampf der Mäuse gegen die Frösche manche moralische Belehrung geknüpft, getreu dem Vorsatz des gelehrten Verfassers, «*Lehr und lust*» miteinander zu verbinden:

*Vnd jhr junge lustige Knaben /
Die lust zu ehrbar kurtzweil haben /
Vnd suchet gern bey allen sachen /
Das jhr in freuden habt zu lachen.
Wollet den Reymen ohn beschweren /
Mit gutem nachdencken zu hören.
Soll euch ohn zweiffel mehr nutz schaffen /
Denn alles Narrenspiel der Affen /
Der man auch zu lachen pflegt /
Obs gleich nicht viel in Beutel tregt.* ²

Der Rektor des Gymnasiums von Magdeburg, das er zur angesehensten protestantischen Gelehrtschule Deutschlands im 16. Jahrhundert machte, vertraute der alten Lehre, wonach der Dichter das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden soll. «*Prodesse et delectare*» muss der Poet schon bei Horaz, der wohl gewusst hat, dass

omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.
(jeglichen Beifall errang, wer Lust und Nutzen vereinigt).³

Er schrieb und ergänzte sein lehrreiches Epos, das viele Auflagen erlebte und im ganzen über 19 000 Verse umfasst, ein Werk, das man eine mit Vergnügen zu lesende Enzyklopädie nennen könnte. Werke wie dieses sind eine Konsequenz der Buchdruckerkunst in ihren ersten hundertfünfzig Jahren. Rollenhagens Ziele waren, erreichbar durch die Technik der leichten Verbreitung, durch die Wahl des Stoffs und die Art des Vortrags, Popularisierung des Wissens und leichterer Zugang zur Gelehrsamkeit. Es spricht nichts dagegen, dass wir aus den umwälzenden Veränderungen im Umgang mit Büchern auch positive Konsequenzen ziehen. Zwar ist wohl wahr, zum Lesen bleibt wenig Zeit, wenn wir unsere Abende vor dem Bildschirm verbringen. Statistische Erhebungen sprechen da eine deutliche Sprache: für das gedruckte Medium Buch verwendet der Europäer heute den allergeringsten Teil seiner Freizeit. Und es ist auch unbestritten, dass dieses Buch an Nimbus, an Rang und Bedeutung eines besonderen Gegenstandes verloren hat, der demjenigen, der damit umzugehen weiß, den Status des Auserwählten verleiht. Das Buch ist, nicht nur in seiner Gestalt als Taschenbuch, zur Wegwerfware geworden, allein schon wegen der ungeheuren Zahl, in der es alljährlich neu auf den Markt geworfen wird. Kein Wunder, dass es Schriftsteller gegeben hat, die ihre Werke als «Wegwerfliteratur» konzipierten. Aber das alles heißt doch auch, es bestehe fortan kein Grund mehr zur Schwellenangst dem Buch gegenüber. Unbefangen, spielerisch und unverkrampft kann jedermann auf Entdeckungsreisen gehen im unerschöpflichen Vorrat des Gedruckten, und dabei sind wir erst noch nicht auf Programme oder Richtungen angewiesen, sondern können frei wählen, womit wir uns die Lust des Lesens bereiten wollen. Die Titelexplosion, die durch neue Technologien möglich geworden ist und die natürlich keine ideellen, sondern rein marktbedingte Ursachen hat, darf in ihren Auswirkungen mit der Erfindung der Buchdruckerkunst verglichen werden. Leistungsfähigere Satz- und Druckmaschinen waren schon bald einmal das, wonach der Erfindungsgeist strebte, und auch da waren die Motive nicht die volkserzieherische Verbreitung des Wissens oder die Förderung der Literatur. Victor Hugo glaubt, vor der Erfindung der Buchdruckerkunst habe sich der menschliche Geist für alle sichtbar in den Bauwerken aus Stein dargestellt, ein gewaltiges Massiv, an seinen Ort gebunden und starr. Gutenbergs Tat erst habe die Gedanken, unvergänglicher als je zuvor, beflügelt, so dass sie wie eine Vogelschar in alle vier Winde ausschwärmen und zur gleichen Zeit hier und dort und überall in Raum und Zeit sind. Die neue Revolution auf dem Gebiet des Druckwesens, die Abkehr vom Bleisatz und damit streng genommen die völlige Ablösung einer Erfindung, die ein halbes Jahrtausend lang weiterentwickelt worden war, durch eine völlig neue, revolutionär andere Technik, hat — nur in unvorstellbar grösserem Ausmass — Schranken niedergeissen und Schleusen geöffnet. Die Folgen

dieses Vorgangs sind noch nicht abzusehen, weshalb Befürchtungen verständlich sind und auch ernst genommen werden müssen, nicht die Hebung der geistigen und literarischen Kultur, sondern ihre Nivellierung und ein chaotischer Wirrwarr der Ideen seien die Konsequenzen. Der überbordende und ins Gigantische ausgreifende Markt mit Gedrucktem ziehe den Ausverkauf und die Verramschung nach sich. Propheten des Niedergangs haben es leicht, ihre düsteren Vorschauen an entsprechenden Symptomen des literarischen Betriebs festzumachen.

Wenn aber das Buch auch ein Massenmedium wie die andern geworden ist, so bleiben ihm doch jene Eigenschaften, die es vor den andern auszeichnet. Und der Leser hat die Freiheit, welchen Gebrauch er von einem Angebot macht, das ihm in noch nie dagewesener Vollständigkeit zur Verfügung steht. Nur, wie soll er unterscheiden und wählen? Vielleicht hält er sich besser nicht an die Bestsellerlisten, vielleicht schaut er sich in Zeitschriften und Zeitungen um und stösst da allenthalben auf begründete Vorschläge, von denen ihn der eine oder andere zur Überprüfung locken mag. Ob seine Leseerfahrung mit derjenigen des Publizisten übereinstimmt, auf dessen Empfehlung hin er sich auf die Lektüre eingelassen hat, oder ob sie im Gegenteil davon abweicht, kann so spannend sein wie das betreffende Buch selbst. Die unbeschränkte Zugänglichkeit zur Gegenwartsliteratur wie zu den Werken der Überlieferung, wie sie zum Beispiel in der von Jahr zu Jahr steigenden Zahl der ausgestellten Titel an der Frankfurter Buchmesse abzulesen ist, ist positiv zu werten; es kommt jedoch auf den Gebrauch an, den wir von ihr machen. Ich glaube auch, noch nie sei der reiche Schatz vergangener literarischer Epochen so umfassend wieder greifbar gewesen wie heute. Nicht allein die Klassiker, die den Schulkanon ausmachen, auch entlegenere, vergessene Werke und Autoren werden neu entdeckt und wieder zugänglich gemacht. Auch sie bieten eine Möglichkeit der Orientierung. Die alten Werke stehen neben den neuen, die Epochen stehen einander nicht bloss in literaturgeschichtlicher Darstellung gegenüber, sondern im direkten Vergleich einzelner Dichtungen. Tendenzen unserer eigenen Zeit, die verschwommen und unklar für uns sein mögen, lassen sich in der Konfrontation mit den Werken der Vorzeit möglicherweise deutlicher erkennen. Das neue Buchzeitalter, das mit der technologischen Revolution im Buchdruck angebrochen ist, hat auch Aspekte der Hoffnung.

¹ Victor Hugo, *Lob der Buchdrucker-kunst. Französisch und deutsch* (Übersetzung Silke Resinelli) im Arche Verlag, Zürich 1979. — ² Georg Rollenhagen, *Froschmeuseler*. Mit den Holzschnitten der Erstausgabe herausgegeben von Dietmar

Peil. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1989. — ³ Horaz, *De arte poetica*, Vers 343. In: *Die Satiren und Briefe des Horaz. Lateinisch und deutsch*, Tusculum-Bücherei im Ernst Heimeran Verlag, München 1953/54 (2. Auflage).

Steckbrief eines Briefträgerromans

Zu Gerhard Köpf: «Eulensehen»

Wer «Eulensehen»¹, den neusten Roman von Gerhard Köpf, als Literaturkritiker auf seinen Sinn hin befragen möchte, der hat schon auf der zweiten Seite das Nachsehen. Am Ende des «Nachworts», das dem Roman vorangestellt ist, muss er lesen: «*Ordnung und Sinn wird schon, den Finger über dem Nagel mit dem Hammer auf dem Kopf, irgendein Gott oder Polizist in die Geschichte hineinbringen.*» Wer «*Ordnung und Sinn*» in Köpfs Roman hineinbringen möchte, und sei es auch nur, um ihn an mögliche Leser heranzubringen, der findet sich also in der zweifelhaften Rolle eines allwissenwollenden Erzählpolizisten.

Der Rapport eines Polizisten über das, was im Roman geschieht, müsste etwa folgendermassen lauten:

«Ein nicht näher identifiziertes Individuum von zweifelhafter Herkunft, das sich als Postbeamter von Thulsern ausgibt, verstrickt den Leser in 24 Kapitel seiner wirren geistigen Buchhaltung. Nicht nur, dass er sich bei Tag in flagranter Verletzung des Postgeheimnisses in fremde Lebensabläufe einmischt. Noch schlimmer, dass er sich auch nachts, im Zustande der Schlaflosigkeit, mittels seiner Phantasie hemmungslos an fremdem geistigem Eigentum vergreift und fremde Geschichten erzählt, als wären es seine eigenen. So häuft sich in diesem Buch eine ganze Dorfgeschichte — der Roman als wilde Deponie. Der Erzähler stochert nicht nur im Leben seiner eigenen Grossmutter herum oder verstreut Anekdotisches über eine autofahrende Hebamme. Er schnüffelt am *Zustand der Republik* und steckt seine Nase

sogar ins Schlafzimmer des Ministerpräsidenten. Nicht einmal die *Gnade der späten Geburt*, der er sich doch selbst röhmt, wird von diesem Postboten respektiert. Dass die kaugummikauenden fünfziger Jahre hier wieder gekauft werden, ginge ja noch an. Doch darunter kommt noch viel Garstigeres zum Vorschein, über das doch längst Gras gewachsen ist. So die Geschichte einer Klasse von Klosterschülern, die in sämtlichen Bänden der Klosterbibliothek einen Hakenkreuzstempel durch blütenreines Papier überkleben muss.

Dies zeigt: in der biederen Briefträgeruniform steckt ein geistiges Schwarzhemd, ein Anarchist, der am liebsten Sprengstoffbriefe austragen würde. An einer Stelle gibt er dies auch ganz offen zu: *«Sobald ich Dienstschluss habe, kommt mir vor, als begebe sich auch unser Kaff zur Ruhe. Dann stehe ich oben an meinem Fenster und spreng Thulsern in die Luft. Meine Hände habe ich in den Himmel geworfen, durch meinen Kopf hindurch höre ich alle Stimmen Thulserns, meine schlaflosen Augen öffnen jeden Brief. Am liebsten beförderte ich die ganze Post in die Mülltonne, setzte mich auf den Tonnendeckel und umkreiste auf ihm den Globus wie auf einem fliegenden Teppich. Beim Zudunkeln verwandle ich mich in einen Schatten an der Wand und stelle mir alle Thulserner tot vor, mausetot.»* Wäre nicht all das, was dieses pflichtvergessene Subjekt hier von sich gibt, das Produkt einer wildgewordenen Phantasie, man müsste unverzüglich durchgreifen. Doch glücklicherweise tobt sich diese Phantasie nur nach Dienstschluss aus,

wenn die Dämmerung hereinbricht und die Eulen erwachen.

Dass es ausgerechnet ein solches Individuum zur Vertrauensstelle eines Dorfbriefträgers bringen konnte, wirft auch ein schlechtes Licht auf diese Gemeinde. Eine polizeiliche Abklärung wäre hier angezeigt. Dies um so mehr, als die Gemeinde Thulsern schon in früheren Romanen, die unter dem Namen von Gerhard Köpf erschienen sind, suspekt geworden ist. Verdächtigerweise lässt sich diese Gemeinde weder in Fahrplänen noch in Adressbüchern genauer lokalisieren, obgleich sie unverkennbar im bayrischen Hinterland, im Allgäu etwa, anzusiedeln ist. In diesem Thulsern scheint Köpfs literarische Phantasie ihren Heimatschein hinterlegt zu haben, und von dort startet sie zu immer neuen Eulenflügen in die Dämmerung. Köpf ist unverkennbar ein literarischer Wiederholungstäter, den es immer wieder an den Schauplatz seiner früheren Verbrechen zurückzieht.

Als ordnungsliebender Erzählpolizist, der alle Spuren von Sinn in diesen Texten sichern möchte, stösst man sich an dieser Wiederholungsmanie Köpfs, zumal sie auch allen Geboten der Ökonomie widerspricht. Doch Köpf geht in seiner literarischen Gaunerei soweit, dass er einem auch diesen Vorwurf vorwegnimmt und ihn gar zum Wappentier seines Erzählers — und der Gemeinde Thulsern — erhebt. Dieses Wappentier ist der Papagei. Während sich die Eule, die sich der Briefträger für seine nächtlichen Phantasieflüge über sein Dorf zum Vorbild nimmt, doch immerhin über eine respektable literarische Ahnenreihe ausweisen kann, ist der Papagei nur noch der grosse Nachplapperer. Uralt und, wie es scheint, auf Ewigkeit nicht umzubringen, hat der Papagei das menschliche Geschwätz

von tausend Jahren gespeichert, um es dann bei den unpassendsten Gelegenheiten wieder von sich zu geben. So ist er die geschwätzige Verkörperung eines Erzählers, das den Schnabel nie halten kann. Dass der Briefträger, wenn es ihm dann doch einmal die Sprache verschlägt, auf die Bauchrednerei ausweicht, vervollständigt nur das Bild. Diesem Roman sollte man das Maul stopfen, wegen seines schrägen Eulenecks und wegen seines lästerlichen Papageiengesplatters.

Für eine solche Massnahme würde auch sprechen, dass man in *«Eulensehen»* endlich einen typischen Vertreter der gegenwärtig grassierenden literarischen Mode dingfest machen könnte, der ausserdem in seinem Wappentier dieses unverfrorene Nachplappern fremden geistigen Eigentums auch noch offen vor sich herträgt. Noch dieser Papagei selbst ist gestohlen, ein Papier- mehr als ein Paradiesvogel: Er stammt zumindest dem Namen nach aus den Reiseberichten Alexander von Humboldts. Ausführlich bedient sich Köpf auch bei weiteren Kollegen, bei Ernesto Cardenal, William Goyen, Edgar Lee Masters, Peter Mirochnikoff und Wilhelm Raabe, wie er in einer verschämten *«Notiz»* immerhin zugibt. Vor seiner Erzählkleptomanie sind nicht einmal seine eigenen Werke sicher: So glaubt man, auf Seite 182 endlich ein brauchbares Motiv für Köpfs Erzählungen gefunden zu haben: *«Deshalb erzähle ich. Das ist der einzige Grund: erzählend vorauszusehen, wie es gewesen sein könnte, wenn es dereinst geschähe.»* Doch auch hier lassen sich keine literarischen Fingerabdrücke des Autors sicherstellen. Nicht nur, weil es der Papagei ist, der diese Weisheit ausplappert, sondern vor allem, weil genau diese Weisheit schon in denselben Wor-

ten vom Streckengänger im vorletzten Roman *«Die Strecke»* ausgesprochen wurde. Soll man sie da noch glauben? — Köpfs Post-Roman frägt damit provokativ und frech nach der Verfügbarkeit aller literarischen Zitate und Stilmittel, ein Post-Roman der Post-Moderne. Ein Briefträger, der nicht nur fremde Korrespondenz, sondern sogar noch seine eigenen Taschen plündert.

Das kann kein gutes Ende nehmen. Statt endlich, wie man auf der Suche nach Sinn verzweifelt hofft, am Schluss auf den Punkt zu kommen, biegt sich das Ende des Romans nur wieder auf seinen Anfang zurück. Nicht umsonst werden gegen Ende Borges und Piranesi herbeizitiert. Sie sind die Hohenpriester des unendlichen Diskurses. Wie in Borges unendlicher Bibliothek trifft man auch in Köpfs Roman statt auf Wirklichkeit nur immer auf neue Lagen von Papier. Und wie bei Piranesi keucht man endlose Erzähltreppen hoch und bleibt doch immer auf dem-

selben Stockwerk. Ein Versuch, den Roman im Roman selbst zu beerdigen, ist bereits im vierten Kapitel gescheitert. So wie der Papagei nie verstummt und der Erzähler nie einschlafen kann, so ist auch sein Roman nicht umzubringen.

Insgesamt scheint diesem Roman zwar eine gewisse Gemeingefährlichkeit nicht abzugehen — früher hätte man ihn für vogelfrei erklärt, zum Abschuss freigegeben. Unter dem psychologisch geschulten Blick heutiger erzählpolizeilicher Methoden hingegen spricht seine phantastische, leicht verwirrte Physiognomie, wie sie dieser Steckbrief darzustellen suchte, eher für eine gewisse Hilflosigkeit, die Wirklichkeit sinnvoll zu ordnen. Der Leser, sollte er diesen Roman antreffen, wird deshalb um schonendes Anhalten gebeten.»

Peter Utz

¹ Gerhard Köpf: *Eulensehen. Roman*. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1989.

General Henri Guisan in kritischer Sicht

Zur Biographie von Willi Gautschi

Der durch sein bisheriges Schaffen vorzüglich ausgewiesene Aargauer Historiker Willi Gautschi wollte eine Studie über den General des Zweiten Weltkrieges schreiben, Leistung und Schwächen des Oberkommandierenden überprüfen, ein kritisches Buch über einen komplexen Gegenstand wagen. Die Arbeit weitete sich aus, weil eine Fülle neuer, bisher der Forschung noch nicht zugänglicher Quellen beigezogen werden konnten. Immer weitere Fragen tauchten auf und mussten auch

noch untersucht werden. Der Gegenstand begann den Bearbeiter zu pakken. Nach über sechs Jahren intensiver, entsagungsvoller Forschung legt Gautschi ein 912 Seiten starkes, gewichtiges Buch zur neueren Schweizer Geschichte vor, das ein besonderes und breites Interesse beanspruchen darf.¹

Es sei zugegeben: wir sind mit Vorbehalten an die Lektüre herangetreten. Lässt sich dem so verdienstvollen, volkstümlichen General, dem in der jüngeren Vergangenheit bereits ein fest-

gefügtes, gesichertes Bild als Symbol-gestalt eigen ist, mit papierener For-schung überhaupt nahekommen? In der Ostschweiz war Guisan zudem gar nicht jene grosse Vaterfigur, die zum nationalen Mythos wurde, wie der Ver-fasser in der Einleitung betont. Sicher zog der General durch sein einfaches Wesen, seine klaren Worte und eindeutigen Handlungen alle Sympathien auf sich, war er Sammelpunkt für die grosse Dankbarkeit des vom Krieg verschon-ten Volkes. Ein «idealisierte*r Volksheld, auf dessen lichtem Bild kein Schatten geduldet wird*», war er kaum. Unsere Generation stand im Aktivdienst den militärischen Vorgesetzten, also auch Guisan, kritisch genug gegenüber. Doch sein republikanisch-schlichtes Auftreten, die Fähigkeit, Soldaten direkt anzusprechen, die eindeutigen Befehle und Appelle zum Widerstand, zur Festigkeit, zum Durchhalten über-strahlten schon damals die offenbaren Schwächen (die ihm zeitweise den Übernamen «Gamelisan» eingetragen hatten). Die Enttäuschung blieb nicht aus, als der junge Leutnant aus der Ost-schweiz in Genf aus nächster Nähe zusehen musste, wie der Oberbefehlshaber, der eben noch hoch zu Ross — dem Standbild General Dufours gegen-über — den Vorbeimarsch der Leichten Brigade 1 abgenommen hatte, den Damen des Staatsrates der Reihe nach — *horribile dictu* — die Hand küsste. Dass ihn eine Walliserin, wie der Ver-fasser berichtet, mit «Exzellenz» anre-dete, war nichts Besonderes, denn alle europäischen Generäle und Diploma-ten ausserhalb der Landesgrenze lies-sen sich damals so nennen

Es könnte zudem eingewendet wer-den, die neue Biographie des Generals sei unausgewogen. Tatsächlich bringen von den zweiundvierzig Kapiteln deren

sechs auf 65 Seiten das Herkommen, die berufliche Ausbildung zum Land-wirt und Gutsverwalters, die wenig aus-geprägte Gedankenwelt und die erstaunlich steile militärische Laufbahn vom Rekruten bis zum General der anfangs September 1939 mobilisierten Armee. Acht Kapitel mit 100 Seiten sind den Jahren nach dem Rücktritt 1945 bis zum Tod 1960 gewidmet. Dazwischen breitet sich auf 579 Seiten in siebenundzwanzig Kapiteln die Geschichte der Armeeführung im Zweiten Weltkrieg aus, also eines Kol-lektivs mit Hunderten von Beteiligten, in dessen Mitte der General steht. Dass er gelegentlich hin- und hergerissen wird, oft auch unsicher wirkt, Fehlentscheide trifft, persönliche Rücksichten nimmt, Handlungen verschweigt oder überschätzt, wird nicht verheimlicht, sondern sachlich dargelegt. Der Verfas-ser geht den Fragen bis in Verästelun-gen nach. Immer wieder bricht das Menschlich-Allzumenschliche durch, werden Gegensätze offenbar, Differen-zen zwischen Personen oder Institu-tionen (Bundesrat und Armeekommando etwa) freigelegt. Was sich in den sorg-fältig durchsuchten amtlichen und pri-vaten Akten, in Nachlässen, Tagebü-ichern, Randnotizen auf Aktenkopien, ja sogar auf Abhör-Stahlbandaufnah-men erkennen lässt, wird umsichtig bei-gezogenen und nicht selten mit typi-schen Wendungen zitiert. Willi Gaut-schis grosse Guisan-Darstellung ist auf den letzten Stand der Forschung gebracht, und selbst wenn bereits neue Werke angezeigt sind, die sich mit der Schweiz im Zweiten Weltkrieg befas-sen, wird jeder Leser angesichts der Fülle der ausgeschöpften Quellen vor dieser grossen wissenschaftlichen Lei-stung des Autors den Hut ziehen.

Wie ändert sich das Bild des Gene-

rals? Es hat Schatten bekommen, ist aber schärfer, auch menschlicher geworden. Dass der Oberkommandierende Gegner hatte, ist bekannt. Aus den persönlichen Papieren der Gegenspieler lassen sich wohl böse Worte und Gedanken zitieren, kaum aber unlautere Absichten beweisen. Auch in den hohen Rängen gab es den Eid des Soldaten, war die besonders in den ersten Jahren des Aktivdienstes durchaus lebendige Gehorsamspflicht bewusst, in welcher auch scharf kritisierte Armeebefehle entgegengenommen und ausgeführt wurden. Die Opposition blieb auf der Ebene der persönlichen Gegensätze und ging nie so weit, die Armee als Verteidigungsinstrument zu schwächen oder gar abzulehnen. «Anpassung oder Widerstand?» war für manche kein Gegensatz, sondern eine Frage der momentanen Taktik. So überrascht es nicht, dass Willi Gautschi als Anreger und Verfasser des Armeebefehls vom 3. Juni 1940, der die Truppe zum unbedingten Widerstand ermuntert, Oberstkorpskommandant Wille erkennt, und es liegt sogar im Bereich der Möglichkeiten, was bereits Edgar Bonjour berichtet, dass Henri Guisan drei Wochen nach dem Rütlirapport den Versuch macht, den Bundesrat zur Entsendung einer Sondermission zu Hitler zu bewegen, für die er Carl J. Burckhardt empfiehlt, eine Initiative, die von der engsten Umgebung des Generals, auch von seinem Freund, Bundesrat Minger, und selbst von Bundespräsident Pilet-Golaz, und — als der General 1941 hartnäckig darauf besteht — auch von Bundespräsident Wetter scharf abgelehnt wird. Es muss wohl angenommen werden, dass dieses Beharren mit den Aktenfunden von La Charité zusammenhängt. Vielleicht macht die Weigerung der Bundesbe-

hörden auch das Zusammentreffen mit Schellenberg im «Bären», Biglen, verständlicher. Oberstkorpskommandant Jakob Labhardt, von Guisan schon Ende 1939 als Generalstabschef ins Kommando des neugeschaffenen 4. Armeekorps verschoben, löste seine Aufgabe, trotz des Gegensatzes zum General, der Unvereinbarkeit der Temperaturen, überlegen und pflichtbewusst, als gehorsamer Soldat. In vielen Köpfen der deutschen Schweiz wirkte ein nordisches Soldatentum nach, wie es in der Tradition des Generals Ulrich Wille von Oberst Gustav Däniker gefordert wurde; dieser Gedanke schwand nach dem russischen Winter 1941/42 dahin, so dass auch die «Preussen» unter den Instruktionsoffizieren milder gestimmt wurden.

Die ausserordentliche Leistung von Willi Gautschi liegt in seinem unbestechlichen Dienst an der Wissenschaft. General Henri Guisan ist nicht entthront, sondern als hervorragende Gestalt der neueren Schweizer Geschichte bestätigt worden. Dass er Fehler machte, ist bekannt und wird neu belegt. Wer ist schon vollkommen? Dem Verfasser des gut geschriebenen Werkes ist beizupflichten, wenn er schreibt: «Eine Persönlichkeit vom Range Henri Guisans erträgt die Wahrheit.» Dass sich in dessen Gestalt als Widerstandssymbol Volk und Milizarmee zur Aufrechterhaltung einer politischen und geistigen Unabhängigkeit zusammengefunden haben, bleibt das unverrückbare Verdienst von Henri Guisan, unserem General.

Albert Schoop

¹ Willi Gautschi: General Henri Guisan. Die schweizerische Armeeführung im Zweiten Weltkrieg. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1989.

Eine märkische Gutsfrau in unserem Jahrhundert

Clara von Arnims Erinnerungen

Die Romantikerin ist «in»: Im Mai 1989 ist in Hamburg ein IC auf den Namen «Bettina von Arnim» getauft worden, und auf den künftigen Fünfmarkscheinen der Deutschen Bundesbank ist ihr Porträt zu sehen. Als es 1808 angefertigt wurde, war sie dreiundzwanzig Jahre alt und hieß noch Brentano. Damals wie als Frau des Dichters Achim von Arnim nannte sie sich einfach Bettine und ließ sich auch von anderen so nennen — ihrem Bruder Clemens, der Freundin Gündrode oder von dem lebenslang umworbenen Goethe. Sie war in Frankfurt zuhause, wohin ihre väterlichen Vorfahren im ausgehenden 17. Jahrhundert vom Comer-See eingewandert waren. Als regsame Kaufleute arbeiteten sie sich bald in die bürgerliche Oberschicht hinauf.

Die Ehe zwischen Bettina und Achim von Arnim hatte Clemens Brentano gestiftet. Er hatte sich gewünscht, dass die Schwester den Freund heirate, und zeitenweise suchte er auf dem Gut von Schwester und Schwager Zuflucht. Eine seiner schönsten Novellen — «Die Schachtel mit der Friedenspuppe» — entstand dort, sie schildert Schicksale am Ende der Befreiungskriege.

Dieses Gut hieß und heißt Wiepersdorf. Es liegt in der Mark Brandenburg, unweit von Jüterbog, in der heutigen Deutschen Demokratischen Republik. Der Staat hat dort ein Erholungsheim für Schriftsteller eingerichtet, und Schloss, Park, Kirche und Familiengräber sind in gutem Zustand.

1945/46 wurden die bisherigen Besitzer enteignet. Friedmund von

Arnim, ein Urenkel des Dichter-Ehepaars, starb kurz darauf in russischer Gefangenschaft. Über seine Frau und die sechs Kinder brach die russische Besatzungswelle herein. Nach jahrelanger Mühe fanden sie in Württemberg und dann bei Frankfurt am Main wieder eine Bleibe.

Die Mutter dieser Familie, Clara von Arnim, hat nun ihre Lebenserinnerungen vorgelegt — ein stattlicher Band. Er liest sich flüssig, und alles ist so anschaulich und lebendig beschrieben, wie es nur eigenes Erleben hervorbringen kann.

Die Verfasserin, 1909 geboren, stammt aus einer Kasseler Juristenfamilie und heiratete 1930 den märkischen Baron von Arnim. Kindheit, Jugend, Ehe und Elternschaft, die Arbeit als Gutsherrin und Erzieherin in Schloss und Dorf sind als ein personenreiches Bild der letzten Jahre des wilhelminischen Deutschland, des Ersten Weltkriegs, der Weimarer Republik, der NS-Zeit und der ersten Nachkriegsjahre gezeichnet.

Dass der Titel ein Vers Achim von Arnims ist, aber die von diesem ausgangene Familie meint, zeigt die Besonderheit dieses Buches: Die Arnims wurden ihres Wurzelbodens beraubt und mussten verpflanzt werden; doch der Stammbaum grünt und blüht wie eh und je und bringt nach wie vor Künstler, Kaufleute, Landwirte, Schriftsteller oder Gelehrte hervor.

Wie das möglich wurde, erfährt man aus der Familiengeschichte. Lebensfreude und Verantwortungsgefühl, Fleiss und Frömmigkeit, Vernunft und

Vertrauen auf das Gute in den Menschen — ob sie freundlich oder ablehnend oder gar feindlich einem gegenüberstehen —, das sind die Eigenschaften, die die Eltern übten und den Kindern weitergaben. Die berühmten Ahnen, Achim und Bettina von Arnim, sind die Vorbilder — vor allem, weil sie ihre Lebens- und Denkweise in so vielen Schriften und Briefen festhielten und das, was sie dort sagten, in der eigenen Familie, im Freundeskreise und im Staat in die Tat umsetzten. Die Romantik hat also ihre praktischen Seiten bewiesen, und ihre Maximen hielten den Zeitläuften stand. So hochgreifend und idealistisch Bettinas Leitsätze klingen mochten, so leidenschaftlich war sie darauf aus, sie zu verwirklichen. Und was Achim von Arnim mit uner-

schöpflicher Phantasie dichtete, hat nicht nur die surrealistische Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts befruchtet, sondern als Ethos des täglichen Handelns Generationen seiner Nachkommen geprägt.

Davon ist in diesem Buch viel zu spüren. Es führt in die Tiefen und Höhen einer deutschen Familie, die verzweigt und lebendig genug ist, um für viele Menschen seit der Jahrhundertwende zu stehen. Es kann sich mit allem messen, was an Memoiren dieser Zeit auf dem Markt ist.

Bernhard Gajek

Clara von Arnim, *Der grüne Baum des Lebens. Lebensstationen einer märkischen Gutsfrau in unserem Jahrhundert*. Scherz Verlag, Bern/München 1989.

Renaissance der Spiritualität?

Christsein zwischen Atheismus und Neuer Religiosität

Es ist dem deutschen Theologen Heinz Zahrnt in seinem langjährigen Wirken als Zeitungsredaktor wie auch als Schriftsteller immer wieder darum gegangen, Theologie allgemeinverständlich zu machen, sie ohne Substanzverlust so darzustellen, dass der nichttheologische Zeitgenosse ihre Probleme und Anliegen im Wesentlichen erkennen konnte. Die Versöhnung zwischen Theologie und Religion war für Zahrnt immer ein Hauptanliegen. Auch in seinem neuesten Buch «*Gottesswende*»¹ versteht er anschaulich, sachlich, ausgewogen und mit einer heilsamen Dosis christlicher Selbstkritik die Situation zu schildern, in der das Chri-

stentum sich heute vorfindet: zwischen einem müde gewordenen Atheismus und totaler religiöser Gleichgültigkeit einerseits und dem wiedererwachten Verlangen nach religiöser Erfahrung in einer selbstbewussten Neuen Religiosität (New Age) anderseits.

Einleitend zeichnet der Autor in knappster Form den «*Werdegang*» des Atheismus von Jean Pauls Traumgesicht vom Tod Gottes über die spätere wissenschaftliche Religionskritik in Feuerbachs Philosophie, in der Soziologie von Karl Marx und in der PsychoLOGIE von Sigmund Freud, bis hin zum theoretischen Höhepunkt des neuzeitlichen Atheismus im Werk von Friedrich

Nietzsche. In jüngster Zeit erleben wir nun staunend, wie atheistische Ersatzreligionen — Kommunismus, Rassismus, Nationalismus — offensichtlich in eine schwere Krise geraten.

Sehr aufschlussreich und vortrefflich beschreibt der Verfasser im weiteren die Neue Religiosität als einen «grossen Markt der religiösen Möglichkeiten». Welch ein universaler Synkretismus offenbart sich in dieser Bewegung, für die erstaunlich viele aufgeklärte Zeitgenossen oft sehr empfänglich sind. In Meditationsgruppen, Instituten, Workshops, Kursen, Konferenzen, Büchern und Zeitschriften tut sich da weltweit eine spirituelle Renaissance kund. Mit seiner These von der Übereinstimmung zwischen moderner Physik und östlicher Mystik ist Fritjof Capra zu einem der Chefmetaphysiker der Neuen Religiosität geworden. Der Kern dieser Bewegung ist gnostisch: die Erlösung findet durch Erkenntnis statt, und auf die innere Erfahrung kommt alles an. Die Neue Religiosität traut dem Menschen zu, sich selbst und die Welt zu erlösen. Ein anthropologischer Optimismus wird hier manifest: Fortschrittsglaube, Selbstverwirklichung, Machbarkeit kennzeichnen diese Modereligion, deren «theologische» Grundlage ein pantheistischer Monismus bildet, und deren Gottesgedanke stark geprägt ist von den asiatischen Religionen.

Nach seiner unverblümten Charakterisierung der Neuen Religiosität ruft Zahrnt die Christenheit dazu auf, sich das Programm ihres Redens und Tuns von den Zeitgenossen vorgeben zu lassen und die Chance zu erblicken, die in der offensichtlichen Not unserer Zeit liegt. «Das Leben der Menschen ist wichtiger als aller Streit um die reine Lehre und alle Sorge um den kirch-

lichen Bestand.» Eindringlich fordert Zahrnt, die Christen sollten sich auf den Dialog mit dem Atheismus und der Neuen Religiosität einlassen, und weist dabei auf eine wesentliche Voraussetzung jedes ehrlichen Dialogs hin: dass keine Seite von vornherein mit einem Alleinvertretungsanspruch auftritt. Während Atheismus und Neue Religiosität einen weltanschaulichen Monismus vertreten, Wissenschaft und Religion zu einer grossen Synthese vermischen, hält das Christentum an der Unterscheidung zwischen Gott und Welt, Glauben und Denken fest. Es gibt zwar nur eine Wirklichkeit, aber sie zeigt verschiedene Aspekte. Glauben und Denken bilden zwei verschiedene Betrachtungsweisen der Wirklichkeit und sind heute mehr denn je aufeinander angewiesen.

Heinz Zahrnt befasst sich in seinem Buch auch mit der zentralen Frage nach der Evidenz des Gottesglaubens. «Von ihrer Gotteserfahrung müssen die Christen neu sprechen lernen; dies ist für die Zukunft des Christentums wichtiger als die institutionelle Sicherung des christlichen Glaubens.» Im Wissen darum, dass alle Rede von Gott mit der Erfahrung der Nichterfahrbarkeit Gottes beginnt, macht Zahrnt deutlich, dass es keine menschliche Erfahrung Gottes gibt, «es habe sich denn Gott zuvor offenbart und der Mensch die Offenbarung angenommen.» Wir alle sind — wenn wir uns in der Wirklichkeit des heutigen Lebens unseres Glaubens vergewissern wollen — auf Menschen angewiesen, die tiefere Erfahrungen mit Gott gemacht haben. Für die Christenheit ist Jesus von Nazareth der höchste göttliche Offenbarer. Im Licht der göttlichen Offenbarung erblicken wir nicht eine andere, neue Welt, wir sehen vielmehr diese Welt mit neuen,

andern Augen. Von Gotteserfahrung kann heute glaubwürdig und verständlich nur dort geredet werden, wo das Wort «*Gott*» — nach einem Ausspruch von Martin Buber «*das beladenste aller Menschenworte*» — im Kontext menschlicher Welt- und Lebenserfahrung zur Sprache kommt.

Die Neue Religiosität wirft den Kirchen vor, dass sie ein herz- und leibloses Kopfchristentum vertreten. Zahrnt nimmt diesen Vorwurf ernst und bedauert, dass Theologie und Religion sich auseinandergelebt haben und in der Folge dieser gegenseitigen Entfremdung die Kluft zwischen Theorie und Praxis, zwischen Lehre und Leben immer grösser geworden ist. Er ist voll davon überzeugt, dass nur eine zeitbezogene Erfahrungstheologie wieder zur Versöhnung führen kann, wobei er sich eine Auffrischung und Belebung der erschöpften abendländischen Theologien weniger von einer noch weitergehenden theologischen Spezialisierung erhofft, als vielmehr von den Gottes- und Welterfahrungen der Nichttheologen.

Die Welt schreitet äusserlich immer schneller voran, wobei der Mensch innerlich zurückbleibt mit verkümmter Seele. Aus diesem seelischen Vakuum erwächst heute ein neues Verlangen nach Spiritualität, nach einer geistdurchwirkten Lebensweise. So formulierte etwa die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 1975 in Nairobi: «*Wir sehnen uns nach einer neuen Spiritualität, die unser Planen, Denken und Handeln durchdringt.*» Auch Zahrnt ruft in seinem Buch auf zu einer neuen Spiritualität, die er als eine ganzheitlich gelebte, Kopf und Herz, Leib und Seele, Verstand und alle Sinne umspannende Frömmigkeit versteht.

Gründlich setzt sich der Autor auch mit dem «*Psychoboom*» unseres Jahrhunderts auseinander. C. G. Jung — Zahrnt bezeichnet ihn als «*Kirchenvater der Neuen Religiosität*» — hat in dem von ihm entdeckten kollektiven Unbewussten den Ansatz seiner tiefenpsychologischen Deutung der religiösen Erfahrung gefunden. Zahrnts kritische Äusserungen über C. G. Jung decken sich weitgehend mit der Überzeugung Martin Bubers, der Jungs Seelenlehre für «*die moderne Erscheinungsform der Gnosis*» hielt und als eigentlicher «*Widerpart der Glaubenswirklichkeit*».

Während die Neue Religiosität den Grundsatz vertritt: das Bewusstsein bestimmt das Sein und sich dabei in die Innerlichkeit zurückzieht, was zu einem unverantwortlichen Apolitismus führt, weist Zahrnt klar darauf hin, dass Mystik und Politik, Meditation und Operation, Spiritualität und Engagement stets unzertrennliche Dimensionen des christlichen Glaubens bilden. «*Je grösser die geistige Kraft der Kirche ist, je mehr Gotteserfahrung sie macht, desto tiefer wird ihre Welterfahrung gehen und desto kraftvoller wird ihr weltliches Engagement sein.*» Nach Zahrnt kann die Antwort der Christenheit auf die moderne Überlebenskrise nur eine «*anthropologische Revolution in der Nachfolge Christi*» sein. Der Weg zum anvisierten Ziel — Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung — führt mitten hindurch zwischen Utopie und Resignation. Die Liebe gebietet, das Menschenmögliche zu tun, damit die Menschlichkeit nicht verkümmert und das Menschengeschlecht erhalten bleibt. Leitfaden für das christliche politische Handeln könnte ein Wort von Dag Hammarskjöld sein: «*Wo unsere Vorgänger von einem neuen Himmel träumten, ist unsere grösste*

Hoffnung, dass es uns vergönnt sein möge, die alte Erde zu retten.»

In einem weiteren Abschnitt, betitelt: «*Zwischen Reinkarnation und Vergänglichkeit*», bringt Zahrnt ein Thema zur Sprache, das einerseits gern aus der Öffentlichkeit verbannt bleibt, anderseits aber — wie die ständig wachsende Zahl von Büchern beweist — auf breites Interesse stösst: die Frage nach dem Tod und nach dem, was danach kommt. Die mit der neugnostischen Religiosität des Okkultismus verbundene Reinkarnationslehre vertritt — in der Schau der Neuen Religiosität — einen neuzeitlichen optimistischen Fortschrittsglauben mit dem erklärten Ziel der Selbstverwirklichung der individuellen Persönlichkeit und Aufstieg der Menschheit zur Vollkommenheit. Zahrnt unterzieht diese Theorien einer kritischen Prüfung und gelangt dabei zum Ergebnis, dass sie einen strengen Leib-Seele-Dualismus und damit eine leibfeindliche Anthropologie vertreten. Die Neue Religiosität verficht mit ihrer Reinkarnationslehre eine säkulare Unsterblichkeitslehre ohne Gott, während im Christentum Gottesglaube und Glaube an das ewige Leben im Zentrum stehen. Fazit: «*Es gibt in dieser Hinsicht zwischen Christentum und Neuer Religiosität kein Sowohl-Als-auch, sondern nur ein Entweder-Oder.*»

Zum Schluss wirft Heinz Zahrnt in seinem Buch «*Gotteswende*» einen Blick in die Zukunft. Er geht von der Tatsache aus, dass die Kirche in einer säkularisierten Welt lebt und durch

einen allseitigen Übergang bestimmt ist. Diese Übergangssituation bedeutet für die Christenheit, den Weg von der Volkskirche zur Diasporakirche anzutreten, im Wissen darum, dass Christen in der heutigen kirchenfremden, sogar kirchenfeindlichen Umwelt zu einer nicht mehr privilegierten Gruppe gehören. Ob die Kirche bei uns eine Zukunft hat, hängt nach Zahrnt davon ab, wieviele Christen bereit sind, in Richtung auf eine künftige Kirche zu arbeiten und zu leben. Wie immer auch die Zukunft der Kirche aussehen mag, der Weg führt unumkehrbar von der repräsentativen zur präsenten Kirche. Zahrnt fasst seine Vision so zusammen: «*Die Kirchen werden keinen zentralen Platz mehr in der Gesellschaft einnehmen und keinen direkten autoritären Einfluss mehr auf die politische Ordnung und das kulturelle Leben ausüben. Aber mit der Präsenz statt Repräsentation der Kirche in der Welt kann wie von selbst das ursprünglich Christliche im Christentum wieder stärker zur Geltung kommen.*»

Das neueste Buch des belesenen, schreibgewandten deutschen Theologen Heinz Zahrnt rüttelt auf, regt an, stimmt nachdenklich. Wer einen lebensnahen, wahrhaftigen Christenglauben kennenlernen will, wird dieses ausgewogene Werk mit innerem Gewinn lesen.

Hans Beck

¹ Heinz Zahrnt: *Gotteswende. Christsein zwischen Atheismus und Neuer Religiosität*. Piper Verlag, München/Zürich 1989.

In den nächsten Heften lesen Sie:

Henner Kleinewefers — Willy Linder: Ist der Sozialismus am Ende?

Robert Fricker:

Der späte William Golding

Hinweise

Russland entdeckt die Schweiz

Vermutlich im Zuge der «russischen Wochen» während der Festwochen 1989 in Zürich ist diese Vermittlung einer 1989 in Moskau in russischer Sprache erschienenen Anthologie zu uns gekommen. Der Zürcher *Limmat Verlag* liess, was der Herausgeber *Jewgeni Netscheporuk* gesammelt hat, ins Deutsche übersetzen, so dass wir nun die kulturgeschichtlich aufschlussreiche Reise durch die Jahrhunderte ohne Sprachschränke antreten können. Sie führt von Lomonossow, der in seinen Grundlagen der Metallurgie oder Hüttenkunde auch den Pilatus erwähnt, vorwiegend wegen seiner Versteinerungen, über Alexander Raditschew, der in seiner Ode an die Freiheit auch Tell feiert, natürlich zu Suworow und dessen Alpenübergang sowie zu den höchst kritischen Äusserungen Nikolai Karamsins über den Verfall der schweizerischen Sitten (um 1802). Turgenew ist mit einem ausführlichen Brief von 1835 vertreten, in welchem er unter anderem ausführlich darüber schreibt, wie er den Walter Scott der Schweiz, Heinrich Zschokke, in Biberstein besucht hat. Von Bakunin sind Briefausschnitte eingefügt: da beginnt die gesellschaftstheoretische Diskussion. Lunatscharski und natürlich Lenin sind — neben anderen — mit Texten vertreten, Lunatscharski mit seinem Vorwort zu C. F. Meyers Gedichten. Der Herausgeber *Netscheporuk* fasst in seinem Nachwort zusammen, worin die wesentlichen Ergebnisse dieser Begegnungen russischer Geister mit der Schweiz besteht, und Nadja und Hans Huonker kommentieren dieses

Ergebnis aus ihrer Sicht. Sie lassen ihr Schlusswort in die Frage ausmünden, wie denn wohl eine Schweizer Anthologie über die Sowjetunion aussehen würde. Müsste man nicht eher nach einer Schweizer Anthologie über Russland fragen?

Maria Alice Barrosos Brasilien-Saga

Seit das brasilianische Original dieses grossen Romans 1967 erschienen ist, gibt es ein literarisches Werk mehr, das uns die Geheimnisse, die Bedingungen, das Selbstverständnis und die Probleme des riesigen Landes erleben und erfahren lässt. Sein Titel schon, befreindlich in seiner wilden Selbstverständlichkeit, gibt einen Vorgeschmack auf die Handlung: «*Sag mir seinen Namen und ich töte ihn.*» Es ist der Ausspruch der Hauptfigur, Oceano Mouro Alves, zu seiner Frau, einer lebenslustigen Schönheit, und er entspringt der krankhaften Eifersucht eines Macho, der überall Rivalen sieht und entschlossen ist, mit jedem kurzen Prozess zu machen, den sein Verdacht trifft. Doch ist diese den ganzen grossen Roman durchbebende Eifersucht zugleich ein Element des psychologischen und sozialen Klimas von Parada de Deus, des Städtchens im Interior, in dem sich die Familiensaga abspielt. Über vier Generationen hinweg herrscht hier die Familie Moura Alves, deren Gründer sie «Chico den Bauern» nennen. Der hat in beharrlicher Arbeit und in skrupelloser Machtgier den Grundstock zu seinem Reichtum gelegt, hat das Städtchen gegründet und die Kirche gebaut. Die gleichsam feuda-

len Strukturen, die in der Abfolge der Generationen entstanden sind, werden gegen Neuerungen verteidigt. Machtkämpfe und Eifersuchtsanlässe werden mit Gewehr und Pistole ausgetragen. Die Zeit wandelt sich, es kommen Einwanderer, aus Italien vor allem, die kleine Stadt entwickelt sich und beginnt aufzublühen. Aber politisch und gesellschaftlich haben die Moura Alves das Szepter in der Hand, bleiben tonangebend, halten die Menschen abhängig von ihrer Gunst, in Furcht vor ihrer Ungunst.

Es ist bewundernswert, mit welcher Umsicht und Freiheit zugleich *Maria Alice Barroso*, deren Hauptwerk dieses Buch mit dem Originaltitel «*Un nome para matar*» ist, die Fäden zusammenhält, die Generationen und die verzweigten Verwandschaften überblickt und in der Geschichte von Parada de Deus die Geschichte eines Jahrhunderts brasilianischer Entwicklung und Stagnation vermittelt. Georg Rudolf Lind hat das Meisterwerk ins Deutsche übertragen, erschienen ist es im *Ammann Verlag, Zürich*.

Ein Autoren-Lexikon der Weltliteratur

Der Herausgeber, *Gero von Wilpert*, bekennt sich im Vorwort klar zum Auswahlprinzip «literarischer Rang und Bekanntheit», ohne freilich näher zu untersuchen, inwiefern eben gerade diese Kriterien dem subjektiven Urteil der Lexikonommacher unterstehen. Einen gültigen Kanon von Autoren der Weltliteratur zu erstellen, war indessen nicht die Absicht von Verlag und Herausgeber; es sollte ein Nachschlagewerk von praktischem Gebrauchswert entstehen. Dies ist, wie Stichproben zeigen, durchaus gelungen. In längeren

und kürzeren Artikeln sind stichwortartig die Lebensdaten, die Hauptwerke und einige Sekundärliteratur angegeben, gerade genug, dass man selbst weiter nachforschen kann. Das Werk umfasst — hier ist allein vom Band I die Rede: «Autoren» — gegen 1700 Seiten. Vielleicht wäre es besser gewesen, die ganze Masse auf zwei Teilbände zu verteilen. In einem zweiten Band, der ebenfalls weit über 1000 Seiten umfasst soll, sind an die 4000 Hauptwerke der Weltliteratur charakterisiert und kurz interpretiert (*Kröner Verlag, Stuttgart 1988, 3. Auflage*).

Hans-Jürgen Heise: Gedichte und Selbstdarstellungen

Vielseitig, ein Kosmopolit, iberische Kultur — auch in Südamerika — in seine Erlebniswelt und in seine Poesie einbeziehend, ist Hans-Jürgen Heise eine einzigartige Erscheinung. Er ist Lyriker, Kritiker, Übersetzer, vor allem Weltreisender, und hier nun liegt, auf über 500 Seiten gesammelt, ein Querschnitt durch sein literarisches Schaffen vor. Anarchisch mutet manches an, spielerisch und leicht, aber auch zupackend, den Leser in einen Hinterhalt lockend (*Neuer Malik Verlag, Kiel 1989*).

La Fontaines sämtliche Fabeln

Ein Band der Reihe «Winkler Weltliteratur»: «Sämtliche Fabeln von Jean de la Fontaine, von Grandville illustriert, französisch und deutsch auf über tausend Seiten, mit Nachwort und Anmerkungen: eine Fundgrube (*Winkler Verlag, München*).